

Jochen Gimmel  
Thomas Jürgasch  
Andreas Kirchner

# An den Grenzen der Muße



---

Mohr Siebeck

An den Grenzen der Muße  
Essays zu einem prekären Begriff





# An den Grenzen der Muße

Essays  
zu einem prekären Begriff

von

*Jochen Gimmel, Thomas Jürgasch  
und Andreas Kirchner*

Mohr Siebeck

JOCHEN GIMMEL, geboren 1977, Studium der Philosophie, Soziologie und Historischen Anthropologie, 2013 Promotion zum Dr. phil. an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, seit 2013 Wissenschaftlicher Mitarbeiter im SFB 1015 Muße.

THOMAS JÜRGASCH, geboren 1978 in Kassel; Studium der Theologie und Philosophie in Freiburg und Oxford; seit 2020 Juniorprofessor für Alte Kirchengeschichte an der Katholisch-Theologischen Fakultät Tübingen.

ANDREAS KIRCHNER, geboren 1983 in Dresden; Studium der Philosophie und Theologie in Dresden und Freiburg; 2013 bis 2016 Doktorand im SFB 1015 Muße, seit 2017 Postdoktorand.

Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG),  
Projektnummer 197396619 SFB 1015.

ISBN 978-3-16-160143-9 / eISBN 978-3-16-160806-3  
DOI 10.1628/978-3-16-160806-3

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2021 Mohr Siebeck Tübingen. [www.mohrsiebeck.com](http://www.mohrsiebeck.com)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für die Verbreitung, Vervielfältigung, Übersetzung und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde von Computersatz Staiger in Rottenburg/N. aus der Linotype Palatino gesetzt, von Gulde Druck in Tübingen auf alterungsbeständiges Werkdruckpapier gedruckt und gebunden.

Printed in Germany.

## Vorwort

Der Essay aber läßt sich sein Ressort nicht vorschreiben. Anstatt wissenschaftlich etwas zu leisten oder künstlerisch etwas zu schaffen, spiegelt noch seine Anstrengung die Muße des Kindlichen wider, der ohne Skrupel sich entflammt an dem, was andere schon getan haben. Er reflektiert das Geliebte und Gehaßte, anstatt den Geist nach dem Modell unbegrenzter Arbeitsmoral als Schöpfung aus dem Nichts vorzustellen. Glück und Spiel sind ihm wesentlich. Er fängt nicht mit Adam und Eva an sondern mit dem, worüber er reden will; er sagt, was ihm daran aufgeht, bricht ab, wo er selber am Ende sich fühlt und nicht dort, wo kein Rest mehr bliebe: so rangiert er unter den Allotria. Weder sind seine Begriffe von einem Ersten her konstruiert noch runden sie sich zu einem Letzten.

Theodor W. Adorno,  
*Der Essay als Form,*  
*Noten zur Literatur* (GS 11), 10

Was könnte unserem Thema angemessener sein als eine Anstrengung, die der Muße des Kindlichen gleicht, und eine Reflexion, die sich der Attraktivität ihres Gegenstandes verdankt, anstatt sich arbeitsmoralin und recht-schaffen an ihm abzarbeiten? Wie könnte Muße also besser zum Ausdruck finden als in der Form des Essays?

Wir, die drei Autoren dieses kleinen Bandes, wollen weder das erste noch letzte Wort haben mit unseren Versuchen, besser zu begreifen, wovon wir sprechen, wenn wir Muße meinen. Muße soll hier nicht endgültig bestimmt, in keine feste Form gepresst oder gesagt werden, was sie ‚eigentlich‘ sei. Vielmehr ist dies der Versuch, Muße von ihren Rändern und Grenzen her wie ein Negativ aufscheinen zu lassen und im bisweilen vollzogenen Überschreiten und Übersteigen dieser Grenzen den transgressiven Charakter der Muße aufzuzeigen. Darum sind hier Themen und Positionen vereint, die auf den ersten Blick disparat erscheinen werden, vielleicht auch tatsächlich etwas willkürlich zueinander in Beziehung gesetzt sind und sich sicherlich manchmal widersprechen werden. Nähert man sich der Muße im Spiel mit ihren Grenzen und der Fülle ihres Materials, dann darf man auch von diesen „Allotria“ erhoffen, dass sie der Muße nahe kommen, gerade deswegen, weil sie nicht beanspruchen, sie endgültig zu fassen. Wer sich verspricht, hier eine systematische Abhandlung vorzufinden, den müssen wir enttäuschen und den wird auch die Form des Essays nicht zufrieden stellen können. Wer aber bereit ist, sich auf die unterschiedlichen Perspektiven einzulassen und abzuwarten, welcher Eindruck sich nach der Lektüre bei ihr oder ihm selbst einstellt, kann vielleicht etwas von Muße erfahren, was überraschend ist, ohne dass dies etwas ganz ‚Neues‘ sein müsste. In diesem Sinne lässt sich diese Sammlung von Aspekten als ein ‚Kranz von Fragmenten‘ verstehen, als ein offenes Gespräch über die Muße.

Auf die Grenzen und Transgressionen im Begriff der Muße schauend, nehmen hier drei Autoren unterschiedliche Positionen ein, die nur eines verbindet,

nämlich dass sie um Muße als Thema versammelt sind. Einig sind wir uns darin, dass dieses irgendwo beginnende und keine feste Gestalt anstrebende Verknüpfen von Aspekten dem Gegenstand Muße gerechter werden kann als ein wissenschaftlicher Definitionsversuch; ist Muße doch in unseren Augen eigentlich gar kein richtiger ‚Gegenstand‘, sondern ein ungemein vielschichtiges und in sich selbst widersprüchliches ‚Ding‘ unserer Gedanken und Kultur, das sich in jedem Versuch seiner Bestimmung selbst überschreitet. Muße ist eben ein Ding nur als Idee, sie wird erfahren nur dort, wo sie auch begriffen wird, und so sehr man sich um sie bemüht, weiß doch keiner genau, ob es sie überhaupt gibt. Und doch bindet sich unsere Hoffnung an die Muße als ein ganz konkretes Glück; wir scheinen zu wissen, dass wir von der Muße zehren, auch wenn wir sie nicht recht bestimmen können. Ein so gewissermaßen ‚gespenstisches‘ Thema lässt sich nicht festnageln, seine Konturen müssen behutsam abgetastet werden, damit wir einen Eindruck von ihm gewinnen. Die Form des Essays ist dafür prädestiniert.

Das erste Essay in diesem Büchlein stellt eine Reflexion der angesprochenen konstellativen Begriffsarbeit dar, die sich als Erläuterung der Anlage dieses Buches verstehen lässt, insofern es Muße als Grenzbegriff für eine ‚essayistische Dialektik‘ exemplarisch thematisiert. Wer keine Freude an solcher Art theoretischer und methodischer Überlegungen findet, kann diesen Teil unbeschadet übergehen. Wie problematisch die in diesem Vorwort implizierte Entsprechung von Muße und Spiel ist, zeigt schon das zweite Essay. Der Rückgriff auf antike Quellen macht deutlich, dass die – insbesondere der modernen Literatur eigene – Verquickung



von Muße und Spiel durchaus als eine Verfallsform von Muße empfunden wurde, was bezogen auf den Begriff des Rausches heute besser nachvollzogen werden kann. Die Engführung von Rausch und Muße eröffnet außerdem Perspektiven auf einige wesentliche Spannungen – wie jene zwischen Weltflucht und -zuwendung oder auch Selbstentfremdung und Erfüllung. Vom Rausch zum Wahnsinn ist es ein kleiner Schritt, der sich dann aber doch als eine tiefe Kluft erweist, wenn mit dem dritten Essay deutlich wird, dass der Muße-Wahnsinn der Mönche durchaus seine Nähe zur „leisure-sickness“ heutiger Tage hat, weniger aber eine Nähe zur Ekstase. Die *Akedia* scheint eine echte Gefahr der Muße zu sein, die sich in das Verhältnis von Freiheit und Endlichkeit einschreibt, damals wie heute. Wenn wir in Muße also endlich Zeit haben, scheint immer die Frage dringlich zu werden, was wir mit dieser Zeit ‚sinnvoll‘ anfangen. Das vierte Essay versucht eine Zeitökonomie des Überflusses auszuloten und Muße der „temporalen Klaustrophobie“ des überhandnehmenden Termindrucks und der sich verschärfenden ökologischen Zukunftssorgen entgegenzustellen. Dabei erweist sich gerade das Vergeuden der Zeit im Genuss gegenüber der arbeitenden Verwertung als Angelpunkt der Diskussion, den auch das fünfte Essay hinsichtlich einer Problematisierung des mönchischen Arbeitsethos wiederum aufgreift. Auch wenn heute auf die Verbindung von Arbeit und Muße in der Benediktsregel verwiesen wird, erweist sich dieses Verhältnis als spannungsgeladen und durchaus als eine moderne Verkennung der dort angelegten (Selbst-)Beherrschung des Alltags. Das letzte Essay beginnt am ‚Anfang‘, nämlich mit der *archē*, also dem Ursprung, dem Prinzip und der Herrschaft,

als welche Muße begriffen wurde. Wie kann aber Muße eine Herrschaft sein und das obgleich sie doch gerade als eine Freiheit und als ein Glück erscheint? Muße als ein Prinzip der Selbstbeherrschung zu verstehen, lässt auch ihr Verhältnis zu konkreten gesellschaftlichen Herrschaftsformen problematisch werden und erweist ihre ungebrochene Aktualität.

Wie schon diese kurze Übersicht zeigt, sucht die vorliegende Konstellation an Essays nicht die geglättete Übereinkunft, sondern lässt die unterschiedlichen Perspektiven und Fragerichtungen unvermittelt einander gegenüberreten. Wir knüpfen daran die Hoffnung, dass die unterschiedlichen Beiträge jeweils ihr Licht auf die anderen werfen werden. Diese Essaysammlung lässt sich darum auch als Album lesen, als Bilderbuch der Muße, in dem die Leserin blättern darf, wie es ihr gefällt, ohne sich einer festgelegten Ordnung beugen zu müssen.

Wir möchten uns bei allen bedanken, die einen Anteil an der Entstehung des Bandes haben. Allen Ansprechpartnern des SFB 1015, insbesondere erwähnt seien Gregor Dobler, Peter Philipp Riedl und Tilman Kasten, danken wir für die vertrauensvolle Zusammenarbeit. Rebecca Kopřivová und Tim Miller waren bei der finalen Redaktion des Textes eine große Hilfe.

Freiburg im Breisgau, März 2021

Jochen Gimmel,  
Thomas Jürgasch,  
Andreas Kirchner



# Inhaltsverzeichnis

Vorwort ..... V

JOCHEN GIMMEL

„... was durch Einheit der Erfahrung zur  
Konstellation zusammenschießt“.  
Ein Versuch zur Methode konstellativer  
Begriffsbildung ..... 1

ANDREAS KIRCHNER

Spiel und Rausch.  
Prekäre Verwandte der Muße? ..... 41

THOMAS JÜRGASCH

Am Rande des Wahnsinns.  
Über die Krankheit der Mönche ..... 63

JOCHEN GIMMEL

Öko-Otium – Zeit vergeuden.  
Zum Chiasmus einer Ökonomie des Überflusses  
und einer Ökologie des Glücks ..... 93

THOMAS JÜRGASCH

Labora statt ora?  
Zum Verhältnis von Arbeit und Muße  
im frühchristlichen Mönchtum ..... 115

ANDREAS KIRCHNER

Muße. Macht. Herrschaft.

Über die Freiheit des Selbst . . . . . 143

„... was durch Einheit  
der Erfahrung zur Konstellation  
zusammenschießt“

Ein Versuch zur Methode  
konstellativer Begriffsbildung

JOCHEN GIMMEL

*Zu diesem Essay*

Dieses Essay ist der Versuch, ein Konzept wie *Muße* als reales Sinnelement der Erfahrung – als ein konkretes Sinngeschehen – zu begreifen, ohne dessen ideellen Gehalt zu verkürzen. Ich schlage hierzu ein konstellatives Verfahren angelehnt an Adorno vor. Den Anlass zu diesen Überlegungen gab die interdisziplinäre Arbeit im *Sonderforschungsbereich 1015 Maße*, bei dessen lebhaften Diskussionen mir die Schwierigkeit bewusst geworden ist, sich eines Gegenstandes zu versichern (und sich zwischen kaum kommensurablen Fachkulturen über ihn zu verständigen), der im Grunde gar kein ‚Gegenstand‘ ist, jedenfalls kein empirisch unmittelbar fassbarer, und der doch nur in der lebendigen Erfahrung seine Bedeutung entfalten kann. Die folgenden Überlegungen zu einer konstellativen Annäherung oder Umkreisung des gemeinsamen Forschungsthemas waren als Vorschlag angelegt, wie fachlich, methodisch und

inhaltlich durchaus widerspruchsträchtige Perspektiven einander beleuchten und so ein Gesamtbild ergeben könnten. Der Absicht nach sollte also der Versuch zu einer ‚transdisziplinären Forschung‘<sup>1</sup> skizziert werden, die sich nicht auf einen kleinsten gemeinsamen Nenner methodischer Verfahrensregelung stützen und ebenso wenig auf das freundlich-gleichgültige Nebeneinanderher bescheiden müsste, das so viele interdisziplinäre Unternehmen und Publikationen bestimmt. Die zentrale Herausforderung besteht meines Erachtens darin, in der unbeschwichtigten Konfrontation der unterschiedlichen Ansätze und Perspektiven das zentrale Thema synergetisch aufscheinen zu lassen, die disziplinäre Inkommensurabilität also zu einem epistemischen Vorteil zu wenden. Dieser fromme Wunsch fand in der verbleibenden Zeit, die dem Forschungsverbund beschieden war, nur leise Anklang, hat sich aber glücklicherweise doch wenigstens in der Konzeption dieses Bandes niedergeschlagen, die sich als – vorläufige und sicherlich an allen Stellen ergänzungsbedürftige – Muße-Konstellation verstehen lässt.

Als Essay zur Methode spielt dieser Text mehr mit methodischen Zugängen und Argumenten, als sie festzuschreiben und darum mag er auch lieber als Angebot denn als eine strenge Argumentation aufgefasst werden. Der Eindruck einer thematischen Unentschiedenheit, die das Folgende vielleicht aufkommen lässt, ist berechtigt, liegt aber in der Sache: Es wird einerseits um

---

<sup>1</sup> Transdisziplinarität ist hier in erster Linie im Sinne von Jürgen Mittelstraß zu verstehen. Vgl. Jürgen Mittelstraß, „Methodische Transdisziplinarität“, in: *Technikfolgenabschätzung. Theorie und Praxis* 14,2 (2005), 18–23.

den konkreten Forschungsgegenstand ‚Muße‘ gehen und um die Frage, wie er zu fassen sein könnte. Diese Frage lässt sich aber nicht angehen, ohne sehr grundsätzliche Überlegungen zum Status der Muße und der Methode ihrer Erforschung anzustellen, die ‚einem solchen‘ Forschungsgegenstand angemessen wären, für die also Muße zu einem bloß leitenden Exempel wird. Das Changieren zwischen diesen beiden Ebenen der Fragestellung ist durchaus gewollt.

### *Muße als Konzept – ein Sinngeschehen*

Muße verstehe ich im Weiteren als ein Konzept, das eine begriffliche Untersuchung erfordert. Ich fasse sie als einen Vernunftbegriff (im Unterschied zum empirischen) auf, dessen „Gegenstand gar nicht in der Erfahrung kann angetroffen werden.“<sup>2</sup> So ist zum Beispiel der Unterschied zwischen Muße und Erholung nicht empirisch auszumachen, da er nicht in der Differenz sinnlicher Erscheinungen wurzelt und durch bloße Wahrnehmung evident würde, sondern diese Unterscheidung ist im Begriff von Muße begründet, darin, wie und als was wir etwas verstehen, wenn wir es *als Muße* verstehen. Man sieht es einem Menschen, der mit einem Glas Wein in der Abendsonne sitzt, nicht an, ob er sich bloß erholt oder Muße hat (oder keines von beidem). Weder besondere Tätigkeiten, noch sinnliche Erfahrungen,

---

<sup>2</sup> Immanuel Kant, *Kants Werke IX. Logik, Physische Geographie, Pädagogik* (Kants Werke. Akademie Textausgabe IX), Berlin 1968, 92, Logik § 3.



körperliche oder seelische Zustände und noch weniger besondere Orte oder Zeiten erlauben eine eindeutige Unterscheidung von Muße und Nicht-Muße. Auf begrifflicher Ebene halten wir aber an dieser Unterscheidung fest und betrachten sie als wesentlich. Ein Begriff wie Muße (oder Erholung, Arbeit o. a.) ist, obgleich er keinen bestimmten Erfahrungsgegenstand bezeichnet, dennoch sehr konkret, weil wir durch ihn unsere konkreten Erfahrungen in einem bestimmten Sinn, nämlich *als* Muße erfahren. Muße hat einen konkreten Sinn, aber bezeichnet keinen bestimmten Gegenstand.

In der Terminologie Freges könnte man sagen, Muße habe einen Sinn aber keine Bedeutung<sup>3</sup>, oder vielmehr: Dem Sinn von Muße entsprechen unterschiedliche, zum Teil widersprüchliche Bedeutungen. So können wir beispielsweise von Muße sprechen, wenn damit die strenge Konzentration kontemplativer Besinnung bedeutet werden soll, wie sie

---

<sup>3</sup> Mit Bedeutung meint Frege die Referenz, also das Bezeichnete, auf das sich der Sinn eines Eigennamens oder Begriffs bezieht. „Vielleicht kann man sagen, daß ein grammatisch richtig gebildeter Ausdruck, der für einen Eigennamen steht, immer einen Sinn habe. Aber ob dem Sinn auch eine Bedeutung entspreche, ist damit nicht gesagt. Die Worte ‚der von der Erde am weitesten entfernte Himmelskörper‘ hat seinen Sinn; ob sie auch eine Bedeutung haben, ist sehr zweifelhaft.“ Gottlob Frege, *Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien*, Göttingen 2008, 25. Frege gibt diesem Motiv gar eine ideologiekritische Wendung, wenn er schreibt: „Für ebenso angebracht [wie die Warnung vor der Vieldeutigkeit der Ausdrücke] halte ich die Warnung vor scheinbaren Eigennamen, die keine Bedeutung haben. [...] ‚Der Wille des Volkes‘ kann als Beispiel dazu dienen, denn daß es wenigstens keine allgemein angenommene Bedeutung dieses Ausdrucks gibt, wird leicht festzustellen sein.“ Ebd. 37.

aber auch ein hingebungsvolles Sonnenbad auf einer Frühlingswiese meinen kann. Betrachtet man Muße als (logischen Satz-)Gegenstand (Muße ist  $xy$ ), lässt sie sich nur durch ideelle bzw. abstrakte Bestimmungen kennzeichnen, ohne ihre Bedeutungsvielfalt zu beschneiden. Wird sie als (logisches) Prädikat gebraucht ( $xy$  ist Muße), dann wird durch sie einem gegebenenfalls sinnlich-konkreten Sachverhalt (wie dem Rumlungern auf der Sommerwiese) ein allgemein-ideeller Sinn zugeschrieben. Obgleich uns Muße (wie zum Beispiel auch Arbeit) als ein konkretes Erfahrungsmoment erscheinen mag, wird doch bei deren Untersuchung ein Gewirr an Bedeutungen sichtbar, das deutlich macht, dass wir es eigentlich mit einem ideellen Begriff<sup>4</sup> zu tun haben, der aber nichtsdestotrotz wesentlich dazu beiträgt, dass wir unsere alltägliche Lebenswelt sinnvoll begreifen. Die kaum begrenzbare Bedeutungsvielfalt und Widersprüchlichkeit der Manifestationen von Muße ließe sich mit Wittgenstein als ein Verwandtschaftsverhältnis im Sinne der ‚Familienähnlichkeit‘ untersuchen, wenn solche Ähnlichkeit nicht an den lexikalischen Gebrauch gebunden wäre. Nicht der Aufruf des Wortes ‚Muße‘ ist hier aber entscheidend, also nicht die Sprechpraxis, sondern vielmehr die Praxis des Sinns, des Begriffs von Muße, die gerade auch da praktisch relevant sein kann, wo Muße gar nicht bei

---

<sup>4</sup> ‚Apfel‘ wäre z. B. ein empirischer Begriff, der gleichwohl abstrakt und allgemein sein muss, um alle empirischen Äpfel bezeichnen zu können, aber in dem, was er bedeutet (nämlich konkrete Äpfel), sehr viel spezifischer ist als Muße, die ungemein disparate Sachverhalte bedeuten kann und somit offensichtlich Disparates als Idee/Begriff/Konzept synthetisiert.

„ihrem Namen‘ genannt wird.<sup>5</sup> Wir haben es mit einem „Begriff mit verschwommenen Rändern“<sup>6</sup> zu tun, der aufgerufen sein kann, ohne genannt zu sein. Aufgerufen ist er gerade dann, wenn es Sinn ergibt, ihn auf unsere Erfahrung anzuwenden, das heißt bestimmten Erfahrungen einen spezifischen Sinn abzugewinnen, indem sie als Muße begriffen werden. Muße ist ein begriffliches Konzept, mit dem wir sinnliche Begebenheiten praktisch einschätzen und ‚sinnvoll‘ verstehen. *Wir erfahren Muße, indem wir das Konzept der Muße auf unsere Erfahrungen anwenden, das heißt Muße zum Kriterium von Unterscheidungen machen, die ‚Sinn ergeben‘<sup>7</sup>.*

Wenn wir von Muße sprechen, geben wir also konkreten, sozusagen ‚rohen‘ Erfahrungen einen Sinn, der diese in einem Bedeutungsfeld weiterer Unterscheidungen, Verwandtschaften, Gegensätze, Analogien, Sympathien etc. verortet. So werden konkrete Erfahrungen, wenn sie als Muße identifiziert werden, in eine „Ord-

---

<sup>5</sup> Vgl. dazu Jochen Gimmel/Tobias Keiling et al., *Konzepte der Muße*, Tübingen 2016, 6–8.

<sup>6</sup> Ludwig Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt a. M. 2008, 60.

<sup>7</sup> Luhmann setzt die „Operation“ der Unterscheidung in seiner Systemtheorie an erste Stelle und sieht sie als eine Art sinn-erzeugende Anwendung von Sinn. „Sinn ist demnach ein Produkt der Operationen, die Sinn benutzen, und nicht etwa eine Weltqualität, die sich einer Schöpfung, einer Stiftung, einem Ursprung verdankt.“ (Niklas Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1997, 44). Im Sinne Luhmanns müssen wir ‚Konzept‘ und an späterer Stelle ‚Idee‘ als anschlussfähige *Sinnoperationen*, d. h. als zeitlich sich aktualisierende und (re-)produzierende Unterscheidungen begreifen. Im Sinne einer heuristischen und praktisch regulativen Idee, die ‚einen Unterschied macht‘, gilt das auch hier.

nung des Diskurses“<sup>8</sup> versetzt, durch den eine besondere Evidenz konkreter Sinnbezüge hergestellt wird. Muße ist, obgleich sie ein ideelles Konzept darstellt, nicht bloß ein abstrakter Begriff. Erfahrungen, die als Muße begriffen werden, ändern ihre Qualität und weisen bestimmte, sie auszeichnenden Merkmale auf, die sonst verschattet blieben. So kann Muße als ein Konzept den konkreten Erfahrungen, auf die es sich bezieht, einen Sinn verleihen, der nun selbst ‚erfahren‘ wird. Wer sich auf der Sommerwiese liegend in Muße versetzt fühlt, macht eine andere Erfahrung, als es ein Herumlungern bar jeden Mußebegriffs verstaten würde. Das Konzept Muße gibt also unseren Erfahrungen einen spezifischen Sinn, der selbst wiederum erfahrbar ist. Er ergibt sich nicht ‚von selbst‘ aus unseren Erfahrungsmomenten, wird aber auch nicht willkürlich über diese gestülpt. Vielmehr ruft der Begriff Muße spezifische Qualitäten auf und wird selbst als Bedeutungsinhalt aufgerufen, wo diese Qualitäten in unserer Erfahrung angesprochen sind. Das meine ich mit einem ‚Sinngeschehen‘: Bestimmte Erfahrungen (reale wie vorgestellte) evozieren den Begriff der Muße, der wiederum die besondere Erfahrungsqualität hervorruft, die darin liegt, etwas *als* Muße zu erfahren. Es handelt sich also um eine *wechselseitige Evokation von Erfahrung und Begriff*, die den Sinn von Muße konkret bestimmt. Im wechselseitigen Hervorrufen von konkreten Erfahrungsmomenten und begrifflichen Bestimmungen wird

---

<sup>8</sup> Vgl. Michel Foucault, *Die Ordnung des Diskurses*, hg. v. Ralf Konersmann, Frankfurt a. M. 2017. Die eigentliche hier Pate stehende Untersuchung der Wissensordnungen findet sich vor allem in Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt a. M. 2017, erster Teil.

Muße als ein besonderer Sinn erfahrbar, der Begriff der Maße wird erfahren.

Da ich Maße als ein Sinn geschehen verstehe, werde ich im Weiteren ein konstellatives Verfahren vorschlagen, das den Begriff der Maße weder als bloßes Abstraktum der Erfahrung noch die Erfahrung als bloßen Fall des Begriffs versteht, sondern von einer dynamischen Konstellation ausgeht, die sich aus dem Wechselverhältnis von Allgemeinbegriff und konkreten Erfahrungsgehalten ergibt. So lassen sich Bestimmungen fassen, die in ihrem Zusammenhang Maße zu einem abgegrenzten begrifflichen Etwas fügen, das dennoch aufgrund des weiten Sinns von Maße in seiner Bedeutung offen bleibt. Eine konstellative Methode, welche begriffliche Bestimmungen mit einer grundsätzlichen Bedeutungs-offenheit verbindet, legt es nahe, Maße als *heuristisches Schema*<sup>9</sup> zu begreifen, das sinn-verbundlich ist, obgleich

---

<sup>9</sup> Wenn ich von einem „Schema“ der Maße spreche, dann beziehe ich mich dabei auf den Begriff des Schemas, wie er von Kant verwendet wird. „Diese Vorstellung nun von einem allgemeinen Verfahren der Einbildungskraft, einem Begriff sein Bild zu verschaffen, nenne ich das Schema zu diesem Begriff.“ (Immanuel Kant, *Kants Werke III. Kritik der reinen Vernunft 2. Auflage 1787* [Kants Werke. Akademie-Textausgabe III], Berlin 1968, B 180.) Man darf aber diesen Gebrauch von Schema auch nur „analogisierend“ verstehen, denn hier haben wir es nicht mit dem Schema zu einem empirischem Begriff zu tun, sondern zu einer Idee (nämlich der Maße), die aber gleichwohl „zur Ausführung ein Schema, d. i. eine a priori aus dem Prinzip des Zwecks bestimmte wesenhafte Mannigfaltigkeit und Ordnung der Teile“ (ebd. B 861.) benötigt. Ideen selbst lassen sich heuristisch explizit im Sinne eines Schemas verstehen. „Auf solche Weise ist die Idee eigentlich ein heuristischer und nicht ostensiver Begriff, und zeigt an, nicht wie ein Gegenstand beschaffen ist, sondern wie wir, unter der Leitung desselben, die Beschaffenheit und

es bedeutungs-offen verfährt. Das bedeutet schließlich, Muße über ihre Grenzen, nämlich anhand ihrer jeweiligen, unterschiedlichen und zuweilen widersprüchlichen Bestimmungen quasi begrifflich ‚abzutasten‘. Gerade insofern Muße nicht bloß ein abstrakter Allgemeinbegriff ist, lässt sie sich als ein Schema auffassen, das unterschiedliche Inhalte konkret in eins fasst; so wie das Schema ‚den Begriffen ihr Bild verschafft‘, wie Kant sich ausdrückt, so verschafft ein Konzept wie die Muße bestimmten Erfahrungsmomenten einen Sinn (analog zum Bild) in der Idee von Muße, zu der sie zusammenfinden. Muße als diese Idee lässt sich nur auf Kosten ihres lebendigen Erfahrungsgehalts analysierend in die ihr wesentlichen Bestandteile zerlegen; treten hingegen Einzelbestimmungen der Muße, so kontingent und disparat sie auch sein mögen, in eine begriffliche Konstellation, kann dieser gegenstandslose Gegenstand seine Konturen allmählich offenbaren.

### *Abgrenzen, Differenzieren*

Muße kann nicht ohne eine begriffliche Ausdifferenzierung von angrenzenden Konzepten wie Erholung, Faulheit, Unterhaltung usw. unterschieden werden, da ihr nicht die Selbstevidenz eines sinnlich-empirischen Gegenstandes zukommt. Diese Ausdifferenzierung erfordert ein bewusstes Markieren von Differenzen, die sich nicht eindeutig aus der konkreten Sachlage ergeben, sondern konzeptionell *postuliert* werden müssen

---

Verknüpfung der Gegenstände der Erfahrung überhaupt suchen sollen.“ Ebd. B 699.

und deren Ausbleiben womöglich *skandalisiert* wird. Ein Mensch, der lesend auf dem Sofa ausgestreckt liegt, lässt im Ungewissen, ob da nun ein Faulpelz alle Pflichten fahren ließ, oder sich ein kreativer Geist einen Moment der Muße gönnt. So ist der ‚Gegenstandsbereich Muße‘ ein Terrain, das stets als solches erst erschlossen werden muss und immer darauf angewiesen bleiben wird, durch Begriffsarbeit bestellt und in manchen Fällen auch verteidigt zu werden. *Von Muße zu sprechen, impliziert, dass sie als solche postuliert bzw. skandalisiert wird*, das heißt sie muss stets in einem Diskurs etabliert werden, um überhaupt zur Geltung zu kommen. Diese diskursive Bestellung des Bedeutungsfeldes von Muße wird Grenzen zwischen Muße und Nicht-Muße ziehen und das Abgegrenzte je nach Kontext wiederum als Qualität von Muße mit dieser identifizieren. Sie wird durch begriffliche Grenzmarkierungen performiert und zunächst nur als ein schwach konturiertes Konzept fassbar, wo sie lediglich von anderem abgegrenzt wird (‚nicht bloß Erholung!‘, ‚nicht bloß Unterhaltung!‘, ‚nicht bloßes Spiel!‘, ‚nicht nur Genuss!‘, ‚nicht einfach faul sein!‘, ‚nicht nur Kreativität!‘ etc.). Das Abgegrenzte kann dann aber selbst wieder als inhaltliches Moment der Bestimmung von Muße herangezogen werden (Muße ist erholsam, anregend, spielerisch, genussvoll usw.). Dieses Wechselspiel von Kennzeichnung und Abgrenzung impliziert auch Zonen der Ununterscheidbarkeit, vor deren Hintergrund sich Muße gegenüber anderem abhebt und die es doch zugleich als ein begriffliches Schillern, als eine Zwielfichtigkeit in sich aufbehält. Die Abgrenzung von Muße und Müßiggang zum Beispiel gründet auf deren zugrundeliegenden Ununterschiedenheit. Die einen mögen das wohl als